

E i n l e i t u n g.

Die vielen scheinbaren Niederlagen der Wahrheit, welche uns die Geschichte, insbesondere die Geschichte der Kirche, darbietet, haben sich im Verfolge stets als eben so viele Siege des Guten über das Böse herausgestellt, ja man kann fast sagen, die Wahrheit sei nie dem Siege näher, als wenn es das Ansehen gewinnt, als ob die Lüge oder der Irrthum ihr eine Todeswunde versetzt hätten: aus den Ruinen, welche sie angehäuft, sehen wir stets die Kreuzesfahne triumphirend hervorgehen. Diese Siege sind zunächst dem Beistande Desjenigen beizumessen, welcher verheißt hat, bei seiner Kirche zu bleiben bis ans Ende der Tage. Allein Gott bedient sich dabei meist der gewöhnlichen Werkzeuge; er hebt die menschliche Freiheit nicht auf; er unterstützt sie vielmehr durch seine Gnade zum Widerstand gegen den Feind, den äußeren und den inneren. Da dieser Feind indeß niemals rastet, so bleibt die Kirche hienieden immer eine streitende; ihr Urbild, tritt, so weit dessen Verwirklichung durch menschliches Mitwirken bedingt ist, nirgendwo vollständig in die äußere Erscheinung; Leidenschaften und Gebrechen mancher Art verdunkeln es bald mehr, bald weniger.*) So ist denn auch, bei den Wechselbeziehungen zwischen den Organen der Kirche und der Welt, welche Erstere zu heilen und zu heiligen den Beruf hat, allezeit die Gefahr vorhanden, daß jene Organe selbst in Mitleidenschaft gezogen und ihrer Natur entfremdet werden. In wie weit die Vermittlung der Erlösungsgnade eines sinnlichen Trägers und einer äußeren Form bedarf, treten auch die Bedingungen der Sinnlichkeit hervor und machen sich geltend. In Anbetracht dieses Verhältnisses hat die Kirche von jeher sorgsam über die

*) „Omnis perfectio in hac vita quandam imperfectionem sibi habet annexam“. Th. a Kempis de Im. Chr. I. 3.

Art und Weise gewacht, in welcher ihre Heilmittel gespendet, ihre Mysterien gefeiert werden; allerwärts zeichnete sie Maasß und Regel vor. Sie wußte dabei aber stets jenes Extrem zu meiden, welches z. B. im schismatischen Rußland zu mumienhafter Verknöcherung geführt hat, indem sie dem Wechsel der Zeiten, den örtlichen Verhältnissen und der individuellen Freiheit so viel Spielraum ließ, als nur immer die Integrität des Glaubens und das innere Wesen der christlichen Gottesverehrung gestatteten („in necessariis unitas, in dubiis libertas“). Es durfte die Kirche erwarten, daß unter dem Einflusse ihrer Lehren die Freiheit mehr und mehr in den Dienst der Wahrheit treten und sich nach den obersten Principien orientiren werde. In diesem Sinne hat sie denn auch den kunstbildenden Trieb im Menschen unter ihre Obhut genommen. Wie keine Religion ohne Cultus, so kein Cultus ohne eine gewisse Wechselbeziehung zur Kunst, ja der Cultus ist gewissermaßen schon ein Kunstwerk, insofern er den zum Grunde liegenden Ideen Gestalt und Ausdruck verleiht.

Die Geschichte jener Kunst ist darum von tiefer Bedeutung; sie markirt, so zu sagen, die Pulsschläge des kirchlichen Lebens. Schon ein flüchtiger Blick auf ihren Verlauf genügt, um sich hiervon zu überzeugen.

Durch einen, immer weitere Kreise ziehenden Proceß ist die heidnische Antike im Geiste des Christenthums umgebildet, das diesem Geiste nicht Entsprechende ausgeschieden worden. Insbesondere waren es die Mönche, welche die Gegensätze der alten und der neuen Weltanschauung auflösten, um sie der höheren Einheit unterzuordnen. Aus den Klöstern wanderte darauf die Kunst in die Burgen und Städte. Wenngleich sie solchergestalt mehr Laiengut ward und aus dem Gesamtgeiste des Volkes ihre Nahrung sog, dessen hervorstrebende Kraft sie hinwiederum zur Tugend befruchtete — immer trugen alle ihre Hervorbringungen den Stempel ihres Ursprungs an sich, wie denn auch die Bauhütten bis zu ihrem Untergange durch ihre Organisation und ihre Gebräuche, überhaupt durch ihr gesamntes Leben, am meisten aber durch ihre Werke, den Zusammenhang mit der Kirche bekundeten. Wie sich aus den Domschulen die Universitäten entwickelten, so erwuchsen aus den klösterlichen Bauhütten die Riesenkathedralen, welche unsere Städte überragen. Alle Künste klangen hier in Einem Accorde zusammen, wogegen draußen der Widerhall in den verschiedenartigsten Intervallen und Brechungen sich vernehmen ließ. Ueberall gestaltete sich das durchherrschende Allgemeine zu gefunden, lebensvollen Individualitäten; es war eine Art Universalssprache von unendlicher Bildungsfähigkeit, die sich je nach den Völkern und Zeiten, zu den verschiedenartigsten Dialekten gestaltete.

Es ist lehrreich und wichtig, namentlich zum Zweck der Diagnose und Behandlung unserer heutigen Krankheitszustände, zu sehen, wie das Alles anders

geworden ist. — Schon um das vierzehnte Jahrhundert klingen Mispöne in jene Harmonie; zunächst werden sie in Italien vernehmlich. Die einzelnen Stufen des Verfalles bezeichnen die gefeiertsten Namen, gefeiert, wenigstens über Gebühr gefeiert, weil ihresgleichen, Kinder desselben Geistes, bis heran meist die Geschichte schrieben. Nehmen wir Beispielsweise der hervorragendsten Einen, den Lobfinger Laura's, den in Aller Mund lebenden Petrarca. Statt in die Fußstapfen Dante's einzutreten, durchbrach er die christlichen Kreise, um falschen Idealen nachzujagen; statt auf das lebendige Christenthum baute er (ein Ton, den vorher schon Arnold von Brescia angeschlagen hatte) auf das untergegangene Paganenthum seine Systeme, die er mit dem zusammengelesenen Glitter antiker Herrlichkeit ausstattete und mit Ciceronianischem Schwulste der Welt anpries. Es bedarf nur einer Bezugnahme auf seinen „Brief an die Römer“, um dieses, Vielen vielleicht hart erscheinende Urtheil über den Laureaten zu rechtfertigen. Hier sehen wir die modern-rationalistische Politik keimen, welche den organischen Zusammenhang der Dinge, überhaupt das religiöse und das geschichtliche Moment, vornehm ignorirend, mittels einer oberflächlichen Empirie und einer gespreizten, geistreich klingenden Phraseologie die Welt und die Begebenheiten meistern zu können vermeint. Es drängt mich indeß hinzuzufügen, daß diese Verirrungen mit der flachen Gott- und Rechtslosigkeit der späteren Weltverbesserer darum doch noch keineswegs auf Einer Linie stehen; der innere Kern jenes Mannes wie seiner Zeit war noch ein christlicher; es war eine Zeit des Kampfes entgegenschreitender Principien, die man irthümlich für vereinbar mit einander hielt: als Petrarca am Morgen des 19. Juli 1374 von den Seinen todt gefunden ward, ruhete sein Haupt auf den Bekenntnissen des h. Augustinus.

Natürlich ergoß sich diese Geistesströmung auch in das Gebiet der Kunst, worauf wir etwa ein halbes Jahrhundert später bereits einem Leon Battista Alberti begegnen, von welchem der ihn fast enthusiastisch lobpreisende Herausgeber der „Künstler-Briefe“ (S. 18) eine gewiß sehr schlagende Charakteristik in folgender Art entwirft: „Er ist ein Mensch von classischer Größe und Abgeschlossenheit, durchdrungen von antiker Weltanschauung, von der mittelalterlichen Weltanschauung so vollständig losgelöst, daß er in den Kirchen nur antike Tempel, in den Heiligen nur antike Heroen zu sehen vermag, wie dies aus zahlreichen Stellen seiner drei Werke über Baukunst, Sculptur und Malerei hervorgeht.“ Zwischendurch ließ besagter Alberti denn auch wohl noch einmal die Hallen von St. Maria del Fiore und die in denselben ertönenden Chorale erhebend auf sich einwirken, vielleicht nachdem seine Phantasie eben gerade in Ovid's ars amandi, wozu er ein Gegenstück verfaßt, sich ergan-

gen hatte. Kein Wunder, daß unsere Professoren (der Herausgeber der „Künstler-Briefe“ Herr Ernst Guhl gehört auch diesem ehrenwerthen Stande an) der akademischen Jugend solche Erscheinungen als Musterbilder vorhalten!

Wie man im Verfolge immer gieriger aus dem Taumelfelde des Heidenthums trank, so lockerten sich mehr und mehr die Bande der Ordnung auf allen Gebieten. Insbesondere ward Florenz, welches für das Athen Italiens zu gelten trachtete, der Mittelpunkt jenes Processes, worin die dünselvolle Buchstabenweisheit der aus Constantinopel vertriebenen Professoren, Rhetoren und Sophisten hauptsächlich als Ferment mitwirkte. Schon einmal unter dem Pontifikate Gregors III. bis zu dem von Leo III. hatte Italien von Neu-Rom aus einen Anstoß erhalten, damals jedoch im entgegengesetzten Sinne. Damals waren es nämlich künstlerische, der Wuth der Bilderstürmer entronnene Mönche, welche mit ihrem Wissen und Können demüthig in den Dienst der italienischen Klöster und Kirchen traten und die Traditionen des Orients mit denen des Occidents zu verschmelzen trachteten.

Aus den Palästen der Mediceer drang die Neuerungsucht selbst bis zum Sitze des Statthalters Christi, um sodann von hier aus die Wanderung durch die katholische Welt anzutreten. In der damaligen Fülle von Macht und Herrlichkeit ahnete man nicht, daß die Säkularisation der Kunst und der Wissenschaft zur Säkularisation der Kirche den Weg zu bahnen, ihre tiefsten Principien und ihren Organismus zu gefährden vermöchte, ja daß sogar das menschliche Verstandniß gefährdet ist, wenn die Wissenschaft und das göttliche Verstandniß sich scheiden. *) Umstrickt von den trügerischen Reizen der Antike, verlor man den Zielpunkt aller wahren Kunst immer mehr aus den Augen; man vergaß, daß den Formen Ideen entsprechen; man vergaß, daß durch Christus alle Dinge im Himmel und auf Erden erneuert worden („instaurare omnia in Christo, quae in coelis atque in terra sunt.“ Ep. ad Ephes. I. 10.), daß das Erlösungswerk auch die Kunst frei gemacht und ihr die Bahn gewiesen, auf welcher der geschaffene Geist die Wiederherstellung seiner ursprünglichen Beziehungen zum Schöpfer, dem ewigen Borne des Schönen, wie des Wahren und Guten anzustreben habe. Der unendliche Gesichtskreis, welchen das Christenthum, kraft seiner Universalität und seiner unerschöpflichen Lebensfülle, der Kunst eröffnet hatte, schwand immer mehr zusammen; ihre Quellen im Innersten des Menschen versiegten mit seiner Liebe, seinem Glauben, ja selbst seiner Einbildungskraft; die Form überwältigte die Materie, das Fleisch den Geist. Während in den ersten christlichen Jahrhunderten, gleichsam um vorerst zu sühnen,

*) „Absque te enim sapere, Deus meus, est desipere.“ S. August. medit. cap. 5.

was sie bis dahin im Dienste des Sinnenthums verbrochen, die Kunst sich fast gänzlich von der Materie losgesagt hatte, ward jetzt das Verhältniß wieder geradezu umgekehrt: was der Erde angehörte, wurde am reichsten ausgestattet, am stärksten betont; die äußere Schönheit sollte nicht ferner ein Reflex der inneren sein; die rhythmische Gliederung, welche beide vermittelte und in das rechte Verhältniß zu einander stellte, ward unterbrochen, der geschmackvolleren Anordnung, der runderen, gelenkeren Erscheinung der Figuren jede höhere Rücksicht geopfert. Ueberhaupt sank die Kunst weniger wegen Mangels gewisser Elemente der Schönheit, als durch die Verwirrung, welche in denselben und ihrem Verhältnisse zu einander eintrat.

Gleichen Schrittes mit diesem Umschwunge in der Kunst ging die Schwächung des christlichen wie des staatlichen Bewußtseins. Die heiligsten Ueberlieferungen wurden bei Seite gesetzt, die naturgemäße Entwicklung gehemmt; die Zweifelsucht zog in die Geister, die Genußsucht in die Herzen ein, die Gegengewichte gegen das Laster und den Unglauben wurden immer schwächer. Natürlich traten diese Consequenzen eines falschen Princip's nicht mit Einem Schlage und nicht allerwärts in gleicher Stärke hervor; theilweise werden wir erst nach Generationen die zu dieser Zeit gelegten Keime sich entwickeln sehen. Inmitten der fortschreitenden Verderbniß athmete man noch die christliche Atmosphäre und zehrte am alten Erbgute. So glühte denn auch, nachdem längst schon die Sonne der christlichen Kunst unter den Horizont herabgesunken war, ihr Licht diesseits noch im Reflere fort; ja der Untergangsschein konnte leicht für eine neue Morgenröthe genommen werden, und nicht Wenige thaten so in gutem Glauben. Wie vordem in Griechenland, so war auch hier die erste Periode des Verfalles glänzend; auch dort wurde die Schönheit durch die Sittenlosigkeit verdorben.

Durch den Einfluß Roms und den blendenden Schimmer, welchen ihm namentlich Papst Leo X. gewährte, so wie durch die vielfachen Beziehungen Frankreichs zu Italien, insbesondere unter Ludwigs XII. und Franz I. Regierung, ward die neue Richtung zunächst nach jenem Lande verpflanzt, wo man sie als „Renaissance“, als die Wiedergeburt des wahrhaft klassischen Schönheits-Ideales begrüßte. Statt mitten im Leben des Volkes oder an geweihter Stätte schlug sie ihr Zelt in den Fürstenthöfen auf; ihre um Titel und Orden buhlenden*) Adepten sahen geringschätzig auf die schlichten

*) Am französischen Hofe wurden hervorragende Künstler förmlich mit dem Titel eines Kammerdieners des Königs (*varlet de chambre*) „begnadigt“, was denn in naturgemäßer Fortentwicklung bis zu dem königlichen Edicte d. d. Berlin, 27. December 1765 (S. Korn'sche Edicten-Sammlung Bd. XIX. S. 262) führte, worin es u. A. wörtlich heißt: „Damit auch aller Zweifel, was unter Leuten von geringem Stande und Her-

Meister im Schurzfell herab, die noch in ihren „Hütten“ zu den Füßen der gothischen Dome „Zirkels Kunst und Gerechtigkeit“ in althergebrachter Weise übten und an dem „rechten Steinmegengrunde“ festhielten, bis auch diese Meister endlich dem Wahne verfielen, Altes und Neues, Einheimisches und Fremdes, Falsches und Wahres in Einem Guß verschmelzen und zu einem neuen Götterbilde verarbeiten zu können, oder aber an der Aufgabe, die Zunftgenossenschaft in Eintracht, Zucht und Ehrbarkeit zu erhalten, verzweifelnd, sich zurückzogen und verschollen.

Je weiter die Bewegung auf deutschem Gebiete sich ausbreitete, desto entschiedener nahm sie einen kritischen, rationalistischen Charakter an. Sie blähte sich in philologischer Gelehrsamkeit und führte die „Humanität“ als Aushängeschild; die Krankheit warf sich hier sofort auf die inneren, edleren Organe, welche in Italien noch verhältnißmäßig gesund geblieben waren. Selbst das altkatholische Köln, worin die christliche Kunst jeder Gattung, man kann wohl sagen, das Höchste geleistet, in dessen Mauern ein heiliger Bernard die religiöse Begeisterung entzündet, ein h. Bruno zuerst das Licht erblickt hatte, wo ein Thomas von Aquin, jener Geistesriese des Mittelalters, zu den Füßen des Albertus Magnus gefesselt, wo fast jeder Stein Zeugniß gab von der Größe der Vergangenheit — selbst hier konnte die „geläuterte Philosophie“ der Humanisten sich aufthun und breit machen; sie durfte es wagen, Alles mit ihrem Negwasser zu begießen, was in die neue Weise nicht einstimmen wollte. Freilich ließen die Verfechter des Positiven es auch vielfach gar sehr an sich fehlen; theils waren sie sich dessen lebendiger Kraft nicht vollauf bewußt, theils verstanden sie diese Kraft nicht zu nutzen und huldigten dem Schlendrian; weil man zu fest auf die materielle Macht vertraute, blieb man unbewehrt, während die Negation keinerlei Waffen verschmähte und alle mit Geschick zu handhaben wußte.

Die nächste Folge der falschen Principien war, daß die schöpferische Kraft versiegte. Die Neuerer beschränkten sich denn auch meist darauf, das Ueberkommene anzufinden und zu untergraben; wo sie es einmal versuchten, sich productiv zu erweisen, zeigten sich alsbald die jämmerlichsten Blößen. Greifen wir beispielsweise, um das Vorstehende, das Manchem leicht zu sehr ins Grelle gemalt erscheinen könnte, im Concreten zu erhärten, auch einen von den Heroen dieser Zeit heraus, der füglich als ein Repräsentant derselben gelten kann — Hermann von dem Busche, oder, wie er sich selbst

kommen eigentlich zu verstehen, gehoben werden möge, so erklären wir hiermit, daß darunter die Töchter und Wittwen der Bauern, Pächter, aller und jeder Krämer, Künstler, Weins, Biers, Kaffeeschenker, Gastwirthe, Bierbrauer, Comödianten und überhaupt aller derjenigen, welche mit diesen genannten Personen gleich conditionirt sind, nicht weniger Dienstmägde begriffen sein sollen“ u. s. w.

„classischer“ nannte, Buschius.*) Derselbe wird von Sogmann**) als einer der berühmtesten Vorkämpfer jener „großen geistigen Wiedergeburt“ bewundert; er war Mitverfasser der berufenen *litterae obscurorum virorum*, ein Freund und Gesinnungsgenosse Ulrichs von Hutten, des Hauptes der damaligen Illuminaten. Als dieser „Buschius“ seinen Röcher gegen die „geschmacklosen, barbarischen“ Mönche geleert hatte und es ihn anwandelte, die neue Aera durch eine eigene Schöpfung zu bezeichnen, trat er u. A. mit einem lateinischen, aus 323 Hexametern bestehenden Gedichte „zum Lobe der Stadt Köln“ hervor, welches so abgeschmackt und leer ist, daß selbst sein Panegyriker Sogmann es nicht einmal der Uebersetzung ins Deutsche werth erachtet, indem dasselbe, wie es in der angeführten Schrift (S. 69) heißt, „bei einem Aufwande von rhetorischen Floskeln und mythologischem Apparat für die Kenntniß des damaligen Zustandes von Köln nur geringe (soll heißen: nicht die geringste) Ausbeute liefert.“ In der That bietet das schwülstige Machwerk weiter nichts dar, als ein buntes Gemenge aus heidnischen Classikern. Cadmus, Midas, Metellus, Brutus, Bellona, die Camoenen, Mars, Pyrrhus u. s. w. müssen die Unkosten für das Lobgedicht auf das „heilige Köln“ bestreiten, während der Name Christus nur ein einziges Mal, ganz im Vorbeigehen, genannt wird.

Solcher Art waren die Männer, denen nachzurühmen man keinen Anstand nimmt, daß sie „der Denkkraft verjähnte Fesseln abgeschüttelt, der Wahrheit neue Bahnen gebrochen, die höchsten und heiligsten Interessen der Menschheit verfochten“ hätten.

Mit so ziemlich gleicher Unfruchtbarkeit wie jene Humanisten auf dem Felde der Literatur waren die antikisirenden Baumeister, Bildhauer und Maler auf dem der Kunst geschlagen, nur daß hier wenigstens die traditionelle Technik noch eine Zeit lang vorhielt und die innere Leerheit bergen half. An Ueberhebung gegenüber den Altvordern, von deren Brosamen man zehrte, ließ man es jedenfalls auf keiner Seite fehlen.

Wie diese Strömung Alles zugleich dem sittlichen und dem politischen Verfall entgegenführte, dafür giebt uns die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte in Frankreich einen besonders schlagenden Beleg, welcher überdies so recht zu veranschaulichen geeignet ist, in wie enger Beziehung scheinbar ganz verschiedenartige Geistesthätigkeiten zu einander stehen.

Unter Ludwig XIV. sehen wir die „Renaissance“ ihr Zenith erreichen;

*) Es ist bezeichnend für das damalige Gelehrtenthum, daß man sich seines ehrlichen Namens schämte, weil er zu deutsch klang.

**) S. dessen Schrift über des Antonius von Worms Abbildung der Stadt Köln (Köln 1819) S. 64 u. fgg.

sein „l'état c'est moi“ ist die Repristinatio des heidnischen Imperatorenthums, der römischen Staatsomnipotenz, an der leider zwei Cardinäle, Richelieu und Mazarin, als oberste Werkmeister mitgearbeitet haben. Machiavell, der Vater der politischen „Renaissance“, gab die Richtschnur an die Hand. Literatur und Wissenschaft wurden, wie alle Macht und alles Ansehen, in Versailles concentrirt; selbst mit der Religion ward es durch Einrichtung einer gallikanischen Nationalkirche versucht — Alles sollte in den Händen von Generalpächtern zusammenlaufen, die ihrerseits am Winke des Einen Herren hingen. Als Decoration zu diesem Theaterstück haushalteten sich inmitten der wallenden Allongeperücken griechelnde Draperien und altrömische Phrasen auf; das Hofschranzenthum spielte Schäferstückchen in Marly und Trianon, während Mordbrennerbanden auf Befehl des „großen Königs“ die blühendsten Länder mit Feuer und Schwert verheerten, um dessen Reich „mit einer Wüstenei zu umschirmen.“ Das ward denn und wird stellenweise noch „das goldene Zeitalter“ Frankreichs genannt! Jedes Princip wie jeder Grundlage baar taumelte die „emancipirte“ Kunst im Delirium des Roccoco umher, die Gaffer mit ihren Capriolen ergötzend. Wer kennt nicht den buntscheckigen Wirrwarr dieses Styles mit seinen Auswüchsen, Verkröpfungen, Schnecken und Genien? wer nicht seine pomphaft aufgestapelten Triumphbogen und Altäre mit ihren durcheinander gesticulirenden Statuen und ihren gewundenen Pflropfsenziher-Säulen?! — non ragionam 'di lor, ma guard' e passa!

In Deutschland hatte sich mittlerweile der gräuelsvolle Bruderkrieg entzündet, in welchem die in „classischer Universalität“ von Nord und Süd herbeigezogenen Ausländer die Hauptrollen übernahmen. Nachdem die Kriegsfurie mehr denn ein Menschenalter hindurch gewüthet und unser sonst so blühendes Vaterland in eine große Brandstätte umgewandelt hatte, nachdem die Heiligthümer geplündert und verwüstet und die Anpflanzungen der alten Kirche allerwärts zertreten waren, da konnte nun der neue Genius seine Schwingen frei entfalten und daran gehen, seine lockenden Verheißungen zu erfüllen — an Spielraum fehlte es ihm wahrlich nicht. Und in der That wurden auch unverweilt alle Anstalten zur Regeneration der „durch die Priesterherrschaft verdummten“ Geister getroffen, indem man französische Tanzmeister, Philosophen, Bonnen und Köche, französische Despoten- und Maitressen-Künste verschrieb, französische Laute nachlallte, wobei denn nebenher die letzten Rechte und Freiheiten confiscirt und Söldnerheere mit dem Marke des Landes unterhalten, gelegentlich auch wohl einmal an irgend einen auswärtigen Potentaten verhandelt wurden.

Was die Kunst insbesondere anbelangt, so fand sie im Puder und in der Schminke bald den entsprechendsten Ausdruck. Die Sculptur, welche

vordem die den Glauben und die Geschichte des Volkes zurückspiegelnden Kathedralen und Rathhäuser mit Standbildern gleichsam bevölkert hatte, beschied sich durchgängig, die Marmorkamine mit Porcellanfigürchen und Nippfachen auszustatten oder, wenn es hoch kam, Schnörkelpaläste mit Muschelwerk, Töpfen und Guirlanden zu garniren; die Architektur stülpte den der Verwüstung entronnenen Thürmen „welsche Hauben“ auf und modelte die „altfränkischen“ Kirchen bestmöglichst nach dem Muster der Versailler Palastcapelle zurecht, während die Malerei sich in Nuditäten gütlich that, frostige Allegorien imaginirte und den Olymp mit allen seinen Göttern und Göttinnen auf die Leinwand herabzog.

Den Saturnalien des Absolutismus und der Ueppigkeit folgten die Saturnalien der Rache und des Blutdurstes auf dem Fuße. Um dem christlichen „Aberglauben“ zu entgehen, warf man sich der widerlichsten Frage des Heidenthums in die Arme. Die „Göttin der Vernunft“ erwies sich indeß nicht als sonderlich geeignet, Ideen zu inspiriren, am wenigsten künstlerische. Als endlich das Fieber der Abgespanntheit wich, nahm ein starrer Mechanismus die chaotischen Elemente gefangen; der gewaltige Bändiger und Erbe der Revolution war ein wesentlich mathematisches Genie. Das Höchste, wozu unter ihm die Kunstübung sich zu erschwingen vermochte, bestand in einer geistlosen Nachahmung einiger Aeußerlichkeiten des alten Römerthums; im Allgemeinen setzten die aufgeklärten Geister das Zerstörungswerk der Sansculotten, nur in etwas methodischerer Weise, fort. Wenn die Commune von Paris zur Zeit der Schreckensherrschaft die Schleifung aller Thürme der Stadt beantragt hatte, weil dieselben gegen den Grundsatz der Gleichheit verstießen, wenn selbst ein Straßburger Münster nur seiner Massenhaftigkeit und der ihm aufgesetzten Freiheitsmütze seine Errettung verdankte, so steht darum der nachfolgenden Zeit doch kaum ein Recht zu, Anklage deswegen zu erheben: durch Verstümmelungen und Verunstaltungen aller Art hat sie dieses Recht verwirkt; das polizeiliche Princip der Gradlinigkeit ist der monumentalen Schönheit der Städte unendlich viel verderblicher geworden, als die Brutalität des aufgewühlten Pöbels.

Ein analoges Princip ward von Staatswegen gegen die Kirche überhaupt zur Anwendung gebracht. Die Regierungen glaubten gegen dieselbe, nachdem die Sturmfluthen der Revolution abgelaufen waren, eine Art Strandrecht üben zu können. Was ihr noch an Hab und Gut geblieben war, zog der Fiscus unter dem so zeitgemäß klingenden Titel der Säkularisation an sich; diejenigen kirchlichen Bauten indeß, welche nicht füglich auf den Abbruch oder sonst verkauft werden konnten, überließ man großmüthig den meist ebenfalls ausgeplünderten Gemeinden, natürlich zugleich

mit der Unterhaltungslast, wie man denn überhaupt den Communalbudgets nach Möglichkeit die Bedürfnisse des Cultus und der Clerisei aufbürdete. Im Uebrigen aber kann man den Regierungen durchaus nicht den Vorwurf machen, daß sie die Priesterschaft ignorirt hätten; im Gegentheil wurde dieselbe bestthunlich in das Beamtenheer, als eine Art von Train, einregimentirt und für Alles, in manchen Staaten bis auf die Uniformsknöpfe herab, durch Cabinettsbefehle und Ministerialrescripte Vorkehr getroffen. Man mochte wohl hoffen, die immer noch zu kostspielige und lästige Einrichtung allmählig ganz abthun zu können; einstweilen mußte sie indeß noch, um des „gemeinen Mannes“ und um einmal bestehender, noch allzu tief wurzelnder Gewohnheiten und Vorurtheile willen mit einiger Schonung behandelt werden; als Polizeianstalt konnte sie überdies auch vor kommenden Falles recht gute Dienste leisten — —. Man war gerade im besten Ordnen und Experimentiren, als ein Stoß plötzlich den ganzen Apparat über den Haufen warf. Nachdem einmal die Dämme des Polizeistaates gebrochen waren und die von Gott gesetzten Oberhirten der Kirche deren unverjährbares Recht vindicirt hatten, ließen sich die auf die Gesetze der Logik gegründeten Forderungen nicht mehr kurzweg von der Hand weisen — auch die bei nicht Wenigen mittlerweile eingetretene richtigere Erkenntniß von der Bedeutung der Religion für die höchsten Güter der Menschheit, namentlich auch für die politische Freiheit, mag nicht außer Ansaß bleiben — und so ist denn der Kirche fast in allen Ländern germanischen und romanischen Stammes so viel Boden, Luft und Licht geworden, um alle in ihr beruhenden Keime zur Entwicklung bringen zu können. Wo dies aber der Fall ist, müssen die Glieder derselben ihre Thätigkeit verdoppeln, damit die Freiheit sich befestigt und möglichst reiche Früchte trägt. Die Lücken, welche dadurch entstanden sind, daß die Systeme zu Schanden wurden, sind auszufüllen; für die geschwundenen Illusionen hat die Wahrheit einzutreten. Die Staatsgewalten haben während der letzten Jahrhunderte mit ihren Experimenten um deswillen so wenig Glück gemacht, weil ihnen die leitenden, zusammenhaltenden Ideen fehlten. Diese Ideen aber hat die Kirche bewahrt; nur von ihr kann eine wahrhaftige Restauration ausgehen, nur unter ihrer intellectuellen Leitung der Schwerpunkt wieder gewonnen und das Problem, die Einheit des Ganzen und zugleich die Selbstständigkeit des Einzelnen in einem lebenvollen Organismus als gleichberechtigte Factoren zu vereinigen, der Lösung entgegengeführt werden. Fast insbesondere die Priesterschaft ihre hohe und heilige Mission recht auf, so wird sich bald zeigen, in welchem Maasse die Kirche das Geheimniß besitzt, wahrhaft Großes und Nützliches ins Dasein zu rufen und zu gestalten.

Wie auf dem politischen Gebiete die Staatsomnipotenz, so ist auf dem geistigen der Vernunftabsolutismus, überhaupt die falsche Philosophie, die Frucht der in Rede stehenden Wiedergeburt gewesen. Was seinem Wesen nach eine ungeschiedene Einheit ist, ward durch letztere in immer schroffer sich gestaltende Gegensätze auseinander getrieben. Von dem subjectiven Standpunkte aus, auf welchen die Wissenschaft sich begab, verlor sie das Wirkliche, Objectiv immer mehr aus dem Auge. Statt unausgesetzt auf die That hinzuwirken, auf die höheren Zwecke der Kirche, des Staates, des Lebens überhaupt, verstieg sie sich in die eifigen Regionen der Abstraction. Die materiellen, dem Egoismus dienenden Interessen traten demzufolge stets entschiedener in den Vordergrund; in demselben Maasse, in welchem die Hingebung an das Ewige, Göttliche sich verlor, löste sich der Zusammenhang mit der Vergangenheit, isolirte man sich gegenüber der Geschichte und der Tradition, schwand die Grundlage der Jahrhunderte dem lebenden Geschlechte gleichsam unter den Füßen weg. Wie jenes rastlos umhersegelnde Gespensterschiff, „der fliegende Holländer“ genannt, hatte man keinen Hafen mehr vor sich, allüberall nur userloses Meer.

Da die „Intelligenz“ und die Wissenschaft einmal das Schiboleth, das Universalheilmittel für alle Schäden waren, so dachte man auch, durch gelehrte Forschungen der banferotten, im Veitstanze des Roccoco ganz von Sinnen gekommenen Kunst wieder aufhelfen zu können. Die Periode der Renaissance hatte das Mittelalter doch noch nicht als schlechthin abgethan behandelt; sie wollte nur ein junges Reis auf den alten Stamm pflanzen. Anders jetzt gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts: nichts hatte da noch Geltung, was irgend christliche oder nationale Reminiscenzen aufzuwecken geeignet gewesen sein würde. Die Aesthetiker kamen unzweifelhaft am entschiedensten zum „Durchbruch“: sie schrieben das baare, nackte Heidenthum auf ihre Fahne. Griechenland und Latium wurden durchforstet; man maß, zeichnete, kriticirte, combinirte, sammelte allerwärts antike Scherben, quälte sich mit den in den Classikern mühsam zusammengelesenen Kunstausdrücken ab und strengte alle Kraft an, um etruskisch, dorisch, jonisch und corinthisch zu bauen und zu meißeln. Aber auch der classische Zopf wollte nicht Wurzel schlagen und noch weniger kräftige Schößlinge treiben; auf die Länge vermochten die gewählte Phraseologie und der gelehrte Dunst die Ideen- und Formenarmuth doch nicht zu verdecken; was dabei herauskam, war so wenig heidnisch, als christlich, so wenig griechisch, als deutsch oder französisch. Der Selbstdünkel studirte sich immer blinder und blinder. Ueberdies ruinirte die antike Richtung mit ihrem Gefolge von Surrogaten auch das Handwerk, überhaupt alle Technik, welchen das Roccoco noch einen weiten Spielraum, ja vielfache Aufmunterung hatte zu

Theil werden lassen, durch und durch, zumal da zugleich das „Staatsbürgerthum“ und die „freie Concurrrenz“ die Zunftgenossenschaften gesprengt, die Traditionen derselben zerrissen und ihre Standesehre untergraben hatten. Die neuen Bildungen entsprachen übrigens auch so wenig dem praktischen Bedürfnisse als den christlichen Anschauungen. *) Es ist eben nur Unkraut, den Schutthaufen entsprossen, unter welchen die alten Banhütten begraben liegen.

Als ein Moment von besonderer Wichtigkeit ist noch hervorzuheben, wie in Folge des Unterganges der nationalen Architektur zugleich das naturgemäße Verhältniß der verschiedenen Künste zu einander verkehrt wurde. Statt in den baulichen Werken, auf deren Grund sie erwachsen sind, sich zu concentriren und an einander zu kräftigen, emancipirte sich eine jede und versuchte ihr Glück auf eigene Hand. Verhältnißmäßig am besten fuhr dabei noch die Malerei, da hier am leichtesten und mit dem geringsten Aufwande von Mitteln auf die Sinne speculirt werden kann. Dieselbe warf sich vorzugsweise auf die Naturnachahmung, welche für den weniger gebildeten Geschmack immer etwas Bestechendes hat und überhaupt einer dem Idealen, Bedeutungsvollen abgewendeten Zeitrichtung entspricht. Allmählig kam es denn auch so weit, daß von den bildenden Künsten nur noch die Malerei von sich reden machte. Nachdem diese Kunst einmal mobilisirt war, ging das Bemühen dahin, einen möglichst großen Markt dafür zu erhalten und es entstanden die s. g. Kunstvereine und die Kunstausstellungen, welche heute noch, vom Theater abgesehen, fast das gesammte ästhetische Interesse des gebildeten wie des ungebildeten Publicums für sich in Anspruch nehmen. Die allmähliche Entwicklung des letztgenannten Institutes ist besonders bezeichnend für den darin lebenden Geist und mag zugleich als ein kleiner Beleg für das zuvor Gesagte dienen. Es ist eigenthümlich, wie die Zeittendenzen sich unwillkürlich in solchen Dingen zu erkennen geben; es stehen dieselben, so zu sagen, wie Ebbe und Fluth unter einem festen, höheren Gesetze.

Die erste Kunstausstellung fällt in die Zeit, in welcher die großen Principien eben verlassen worden waren und die Künstler bereits angefangen hatten, statt für die tieferen Bedürfnisse des Volkes, für die Cabinette, überhaupt für die Grillen des Luxus zu arbeiten. Es war im Jahre 1665, als in Frankreich unter dem Protectorate Ludwigs XIV. die Akademie für Malerei, Sculptur und Kupferstecherei (die Malerei nahm den ersten Platz ein, die Architektur ward bereits, als Kunst, ignorirt) ihre Entstehung

*) Näher ausgeführt und speciell belegt in meiner Schrift: Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart. 2te Aufl. (Trier bei Ving 1852).

fand. Von dieser Akademie nun ward 1673 jene erste Kunstausstellung veranstaltet, auf welcher 140 Werke von 50 Künstlern figurirten, deren Namen zum guten Theile noch jetzt einen Klang haben. Auf den weiteren Ausstellungen, die gleichfalls noch unter Ludwig XIV. statt hatten, fanden sich im Ganzen 520 Bilder ein und so fort immer mehr. Zu Napoleons Zeit im J. 1812 stieg die Ziffer auf 1327, unter der Restauration (1827) auf 1820, unter Louis Philipps Regierung (1833) auf 2925 und endlich im ersten Jahre der zweiten Republik bis zu 5180 Artikel! In dem Maasse, in welchem die Zahl der Werke, so wie das Gejubil darüben in den öffentlichen Blättern zunahm, nahm die der Celebritäten unter den Contribuenten ab und wurden die Klagen der wenigen wirklichen Kenner über das Umsichgreifen des Verfalles der Kunst und der Verflachung der Künstler lauter. So verhält es sich aber nicht bloß in Frankreich, sondern allerwärts. Ich habe hunderte von Ausstellungen in den verschiedensten Ländern gesehen; auf allen befand sich selbst das Mittelgut noch in der Minorität; Ausgezeichnetes (zumeist Landschaften) kam nur höchst sporadisch vor; der große Haufen war überall ein wirres Durcheinander von stumpfen, abgequälten Producten, deren ganzer geistiger Gehalt aus einigen Modell- und Gypsstudien resultirte. An diesem Durcheinander bildet denn das kunstliebende Publicum seinen Geschmack und sein Urtheil, unter Anleitung der Kunstblätter und Feuilletons, welche nicht müde werden, von den Triumphen der Aussteller und den „sich immer erfreulicher gestaltenden Resultaten“ der neuesten Kunstbestrebungen“ zu berichten. Statt einem Bedürfnis der Gesellschaft zu entsprechen, fällt ihr diese Ueberproduction nebst den Producenten sogar förmlich zur Last. Von einem richtigen Takte geleitet sind die Vereine, denen zunächst der Vertrieb obliegt, darauf gekommen, mit diesen Ausstellungen Lotterien zu verbinden; es ist gewiß ganz angemessen, daß der Zufall, welcher die Werke zusammenwürfelt, demnächst auch den auserlesenen ihre Bestimmung anweist, während die übrigen so lange von Ausstellung zu Ausstellung wandern, bis endlich auch ihrer einmal vielleicht das Glücksrad sich erbarmt.

Als Kinder desselben Geistes, des akademischen nämlich, sind noch die Gallerien und Museen zu erwähnen. Diese Anstalten, namentlich die letzteren, sind gleichsam der todte Niederschlag schöpferischer Zeiten, oder, wenn man lieber so will, Beinhäuser zur Ansammlung der Gliedmaßen von zerstörten Kunstorganismen. Theilweise hilft man sogar den Organismus zerstören, um die Collection mit einem Bruchstücke desselben zu bereichern; jedenfalls ermuntert man indirect hierzu. Wie manches Altar- und Heiligenbild wäre noch an der Stelle, für welche der fromme Stifter es bestimmt und der Künstler es gefertigt hat, wie manches Kirchengeräthe

würde noch seinem erhabenen Zwecke dienen, wenn jene Verlockung für die Gewinnsucht nicht bestände! Was aber die fraglichen Institute noch weit schwerer trifft, ist die positive Profanation des Verehrungswürdigen und Heiligen, der man in allen, fast ohne Ausnahme, begegnet. Ich glaube, diesen allerdings harten Vorwurf durch einige Beispiele begründen zu müssen, und will dieselben Gallerien ersten Ranges entnehmen. So sieht man u. A. in der national gallery zu London zwei wunderliebliche Bilder von F. Francia, das eine die h. Jungfrau, das Jesuskind, den h. Johannes und noch sonstige Heilige darstellend; das andere, diesem gegenüber, den todten Erlöser im Schooße seiner Mutter mit zwei Engeln zur Seite: ein Hauch aus einer höheren Welt weht uns aus diesen Erscheinungen an. Und nun das Weitere. Unmittelbar über dem letzten Bilde hat eines von Caracci, eine nackte Susanna im Bade, von den lüsternden Alten umstellt, Platz genommen, daneben ein Pan von wahrhaft cynischer Nudität, den nichts weniger als ideal gehaltenen Apollo im Flötenspiele unterrichtend, darauf wieder, in engelsreiner Unschuld, eine heilige Catharina von Raphael; weiter dann Christus, die Schriftgelehrten zurechtweisend, von Leonardo da Vinci; darüber ein von einem Adler durch die Luft getragener, widerlich koketter Ganymed, dessen nähere Beschreibung man mir erlassen möge; darauf wieder ein tiefernstes Bild von van Eyck, sodann von Reynolds drei höchst ungraziöse Grazien à la 1793 frisiert und so fort von Wand zu Wand! Mit welchem Ausdrücke wäre wohl solches Verfahren gebührend zu qualificiren, das heißt: zu brandmarken, wenn nicht in der Regel mehr Unverstand und Gleichgültigkeit als böser Wille ihm zum Grunde läge. — Fast eine jede Gallerie*) stellt, wie gesagt, ihr Contingent zu der erbaulichen Revue über moderne Verkommenheit, wenn man eine solche im Großen abhalten will, selbst die, verhältnißmäßig rein gehaltene Dresdener nicht ausgenommen, wo z. B. in der nächsten Nachbarschaft eines heiligen Hieronymus mit dem Kreuze und mehrerer Ecce Homo von Guido Reni, welche den erschütterndsten Schmerz des, für das gefallene Menschengeschlecht Schmach und Tod leidenden Erlösers ausdrücken, eine nackte Venus sich befindet, dem Liebesgotte einen Pfeil reichend! In Florenz, von wo freilich auch das Unwesen seinen Ausgang genommen, bildet sogar eine Venus, das bekannte Standbild, welches sei-

*) Die Gemäldefammlung in der Akademie zu Antwerpen bildet eine der rühmlichsten Ausnahmen von obiger Regel, und zwar nicht blos in Einer Beziehung. Insbesondere trägt dieselbe auch noch einen wahrhaft nationalen, ja sogar örtlichen Charakter an sich; sie ist kein zusammengewürfeltes Potpourri von allen möglichen Richtungen und Manieren nach Art unserer großen Museen.

nen Beinamen von jener Familie führt, die solcher Classicität zuerst im Großen die Bahn in die christliche Kunstwelt gebrochen hat, den Centralpunkt der s. g. Tribüne in der Gallerie des Palastes degl'Uffizj, dem Sammelorte der Perlen dieser Gallerie. An den Wänden ringsumher huldigen der paphischen Gottheit die edelsten Erzeugnisse christlicher Kunstbegeisterung: eine h. Familie mit der h. Catharina von Paul Veronese, die s. g. Madonna auf dem Piedestale, der h. Franciscus und Johannes der Evangelist von Andrea del Sarto, mehrere der schätzbarsten Werke Raphael's, worunter der junge h. Johannes in der Wüste, zwei h. Familien, dann von Correggio die h. Jungfrau, ihr göttliches Kind anbetend u. s. w., zwischendurch erscheinen dann auch noch einige verbuhlte Venusbilder von Tizian — als ob es an dem gemeißelten in der Mitte und dem Faune daneben nicht genug des Hohnes auf die hehre Umgebung wäre! Und es werden diese Säle nicht bloß von der blasirten haute volée durchlorgnetzt, an der am Ende nicht sonderlich viel zu verderben ist und auf deren abgestumpfte Geschmacksnerven die „pikanten“ Contraste zunächst berechnet sein mögen — auch der noch unverdorrene, gesunde Theil des Volkes, ja die weibliche Unschuld wird von den Reisehandbüchern dorthin vorzugsweise gewiesen, um die Gipfelpunkte aller Kunst anzustaunen. Das gehört zu den Früchten des vielbelobten Ariomes; l'art pour l'art! — Der tätowirte Südeinsulaner hat ganz gewiß mehr Verständniß für das Hohe und Heilige, als so ein Kunstfeinschmecker des 19ten Jahrhunderts. Welches die Tendenz eines Kunstwerkes ist, ob es versittlichend, erfrischend, erhebend wirke, oder ob es dem Laster Vorschub leiste, ob es irgend welcher Idee diene, ob es eine locale, eine geschichtliche oder sonst eine Bedeutung habe oder nicht, das Alles wird keiner Beachtung werth gefunden; nur das materielle, sensualistische Moment fällt in die Wagschale: mit gewichtigen Kennermienen erörtert man die Correctheit der Zeichnung, Pinselführung und Anatomie, spricht von Localfarben, Lasuren, Tönen, Tinten, Impasto u. dgl. m.; ob Blut, Leben, Seele, Geist, Genie vorhanden sind, kommt gar nicht oder doch nur ganz nebenher in Betracht. Ich weiß recht wohl, daß die Kunst nicht dazu da ist, um Moral und Katechismus zu dociren; noch weniger aber ist sie ganz gewiß für das Gegentheil da, und irgend Etwas muß am Ende doch auch die Kunst dienen: soll dieses Etwas vielleicht der Mammon, die Genußsucht, die Gott- und Glaubenslosigkeit sein? In diesem Falle befindet sie sich allerdings ganz auf dem rechten Wege; es ist derselbe, welchen die Philosophie wandelt, deren Höhepunkt in dem Satze liegt, daß Heidenthum und Christenthum wesentlich auf Einer Linie stehen, von gewissen Aeußerlichkeiten abgesehen, identisch sind. Man sollte fürwahr glauben, die Zeit könnte nicht mehr allzuferne

sein, wo wenigstens der Kunst, diesem verlorenen Kinde, die Sehnsucht nach dem Vaterhause kommt — Träger hat es wenigstens schon vollauf gegessen, in welcher Gesellschaft, weiß man. Wie vorahnend hat das Mittelalter die Parabel vom verlorenen Sohne mit besonderer Vorliebe in seine Wand- und Fenstergemälde eingewoben.

Nicht bloß in Privatsammlungen, sondern auch in öffentlichen, aus Staatsfonds unterhaltenen Museen begegnet man allen Gattungen von dem Cultus entfremdeten Kunstgegenständen, Reliquiarien, Kreuzen, Kelchen, Monstranzen, Tragaltären, überhaupt dem verschiedenartigsten Kirchenmobiliare. Welche auch immer die Veranlassung zu dieser Entfremdung gewesen sein mag, eine wilde Revolution oder eine zahme Säkularisation, eine Veruntreuung, eine Verschleuderung oder ein Nothverkauf — unter allen Umständen würde es einem christlichen Gemeinwesen wohl anstehen, solche Gegenstände ihrer Bestimmung zurückzugeben, in welcher sie auch, selbst abgesehen von jeder höheren Rücksicht, gewiß erspriesslicher auf die Geschmacksbildung einwirken würden, als inmitten der hunderterlei Curiositäten, die sich hier zu drängen pflegen. Allein was kümmern den modernen Staat und seine Organe die geschichtlichen und religiösen Bezüge, bildet Er doch den Mittelpunkt für alle Interessen des Diesseits und des Jenseits, so weit ein solches noch zu statuiren sein mag!

Und so ergiebt sich denn auch für das Kunstgebiet das Facit, daß ohne eine gründliche Restauration aus dem Chaos nicht herauszukommen, oder doch demselben auf die Dauer nicht zu entgehen ist. An die Spitze dieser Restauration muß aber, wie gesagt, die Kirche treten, denn um gründlich und dauernd zu sein, muß sie bei den Principien und den Ideen beginnen; es fehlt zunächst an jenem Salze, wovon die h. Schrift Meldung thut und welches allein die Fäulniß, selbst von der Wissenschaft, abzuwehren im Stande ist. Mögen auch zu den siebenunddreißig Planeten und den sechzig und einigen Elementen noch so viele hinzu entdeckt werden, mag es der Kritik gelingen, die Gedankenwelt, und der Chemie, die Welt der Stoffe in ihre letzten Atome zu zerlegen — der Verfall wird darum doch nicht ausbleiben, eher sogar wird er dadurch beschleunigt werden, falls der Analyse sich nicht eine noch mächtigere Synthese gegenüberstellt. Nur die höchste moralische Potenz vermag dem immer gewaltsamer werdenden Herandrängen der verneinenden Geister Stand zu halten. Wie sehr es auch zu wünschen ist, daß die Kirche und der Staat in dieser Geisterschlacht nebeneinander kämpfen, jeder Theil mit den ihm eigenen Waffen, so wird Erstere doch wohl daran thun, vor der Hand nur auf sich zu zählen, sich möglichst auf sich selbst zu stellen. Es kann nämlich noch eine geraume Zeit währen, bevor der „christliche Staat“ aus

einer — vielfach mißbrauchten — Phrase zu einer Wahrheit wird. Bis dahin möge die Kirche dem Staate die Concurrenz in allem Guten und Schönen machen. Es wird sich dann bald zeigen, auf welcher Seite der höhere Beruf liegt und wer am weitesten kommt: ob z. B. die vom Staate besoldeten, büreaukratisch gegliederten Wohlthätigkeitscommissionen, oder die frommen Congregationen, die vom Staate nichts fordern, als ungestört sich dem Gemeinwohle opfern zu dürfen; ob die Schulbrüder oder die Schulmeister, ob die Jesuiten oder die Universitäts-Professoren, ob die in der Schule des Thomas von Aquin gebildeten philosophischen Theologen oder die untheologischen Philosophen, welche zu den Füßen eines Kant oder Hegel gesessen? — Möchte nur erst einmal Luft und Sonne unter den Streitenden, oder beziehungsweise Wettseuernden gleich getheilt sein!

So wird denn auch der „Welt“ lediglich anheimzugeben sein, wie lange sie noch im Reiche des Schönen die bisherige Bahn einzuhalten für rathlich erachtet; wir werden abzuwarten haben, wohin sie mit ihren Akademien, Museen, Gallerien, Kunstausstellungen und Verloosungen, mit ihren Prämien, Orden und Titulaturen am Ende gelangt — die Kirche aber thut gewiß ihrer Seits am besten daran, unbekümmert um all solches Treiben und Handthieren ruhig die vor Jahrhunderten abgerissenen Fäden wieder aufzunehmen und daran anzuknüpfen, mittelalterliche Kunstschulen und Bauhütten neu zu gründen, das so tief gesunkene Handwerk wieder aufzurichten und demselben wahrhaft würdige Aufgaben zu stellen und eben solche Muster vorzuhalten, auch das Kleinste nicht gering zu achten, sondern Allem und Jedem das Gepräge ihres Adels aufzudrücken. Besonders aber lasse sie sich es angelegen sein, durch Hebung und vorzügliche Pflege der Architektur das naturgemäße Verhältniß unter den verschiedenen Künsten wieder herzustellen. Wie bei jenen indischen Bäumen, deren Wipfel in die Erde gesenkt, wieder als neue Stämme heranwachsen, so wird es auch hier abermals zu sprießen und zu grünen beginnen und der so frevelhaft gelichtete Wald von christlichen Monumenten bald wieder in reichster Fülle prangen. Die ächtkirchliche Kunst altert so wenig wie die Kirche selbst und ihr Lebenselement, der Glaube: stehen doch die Ideen, welche jene Kunst in tausend und aber tausend Brechungen zurückstrahlt, erhaben da über allen Wechsel der Zeit und des Raumes! Die auf den Irrwegen gemachten Erfahrungen aber sind nicht umsonst gemacht; wir wissen jetzt, wo die Wolfsgruben und die Fußangeln liegen. Erheben erst einmal die gothischen Kirchen und Capellen sich wieder, so werden die Klöster, die Hospitäler, die Schulen, die Kunsthäuser schon nachfolgen, endlich vielleicht sogar die Rath- und Wohnhäuser sich dazu bequemen;

das Uebrige mag dann, so lange es will und kann, einen eigenen Fluß im Strome bilden und durch seine Färbung zu erkennen geben, welchen Ursprunges es ist.

Leicht ist die Aufgabe allerdings nicht und Diejenigen, welche sich ihr handelnd oder rathend unterziehen, thun gut, sich in dieser Hinsicht keinen Illusionen hinzugeben. Sie müssen auf gar viele äußere Vortheile verzichten; sie müssen darauf gefaßt sein, daß man sie entweder giftig anbläst oder hoffärtig ignorirt: gegen die herrschenden Strömungen und Winde wird vielfach geradezu nicht anzukommen sein; selbst unter den sonst kirchlich Gesinnten werden mehr als einmal die Vorurtheile sich stärker erweisen, als die Gründe, bittere Enttäuschungen aller Art nicht ausbleiben. Allein je härter der Kampf, desto schöner der Sieg: groß ist die Macht der Wahrheit, und sie wird siegen!